



BILDER CHRISTIAN BEUTLER / NZZ

Ausserstande

Sieben Mediziner, sieben Methoden – oder die verschlungenen Wege eines verstauchten Fusses

Sind wir krank oder verletzt, erwarten wir von Fachpersonen eine optimale Behandlung. Doch guter Rat ist manchmal teuer oder erfordert eine Odyssee.

Daniela Kuhn

Ich knicke um, jaule vor Schmerz, mein Knöchel schwillt an und heilt dann wieder aus. Ich kenne das seit Jahrzehnten. An einem Feiertag ist es wieder einmal so weit. «Ruhig und hoch lagern», rät die Apothekerin und schiebt Euceta über den Ladentisch. Humpelnd trotte ich nach Hause. – Am übernächsten Tag bringt mir eine Freundin Krücken. Nach zwei weiteren Tagen schleppe ich mich zum Hausarzt. «Der Bluterguss deutet auf einen Bänderriss», sagt Herr S. Der Fuss müsse stabilisiert werden. Er holt eine Plastic-Schiene mit Klettverschluss, die er aus eigener Erfahrung lobt: «Ich war Surfen damit, geht alles!» Als er mir das Teil überstülpen will, ziehe ich den empfindlichen Knöchel zurück. «Dann tragen Sie sie eben ein wenig weiter vorne», meint Herr S. Die Schiene soll während vier Wochen Tag und Nacht am Fuss bleiben, im Monat darauf nur noch am Tag und dann für einen weiteren Monat beim Sport.

Im Zug

Ich bin gewillt, mich mit dem Ding anzufreunden. Ein Einkauf verläuft ganz passabel. Unangenehm wird erst die Nacht: Das Plasticteil tut weh! Es drückt an der Ferse und beim Köchel. Am nächsten Tag radele ich zum Hausarzt. Er verschreibt mir eine Aircast-Schiene, die mit Luft gepolstert ist. Weshalb ein verstauchter Fuss so kraftlos macht, bleibt ein Rätsel, aber ich bin ausserstande, mich für den Kauf der Schiene ins Stadtzentrum zu begeben. Am Samstag fühle ich mich endlich dazu in der Lage.

«Ich empfehle etwas Besseres», sagt die Verkäuferin und holt einen mit Schienen und Klettverschluss versehenen schwarzen Strumpf aus Neopren. Gerne erwerbe ich dieses sportliche

Modell, doch schon im Laden mache ich damit rechtsumkehrt, denn der Strumpf tut weh. Also doch die Aircast-Schiene. Ich verlasse das Geschäft und humple zum Zug. Eine Buchvernissage führt mich nach Rigi Staffel. Ein Tapetenwechsel ist vielleicht ganz gut.

Im Zug deutet ein Herr auf die Schiene und fragt unvermittelt, woher ich sie habe. Er stammt aus unserem nördlichen Nachbarland und ist, wie sich herausstellt, Orthopäde in Altdorf. «Was Sie hier tragen, nützt überhaupt nichts.» «Aha», sage ich, «interessant. Was würden Sie denn empfehlen?» «Den Strumpf.» «Geht nicht, der drückt zu sehr.» «Hat ihr Hausarzt ein Röntgenbild gemacht?» Ich schüttle den Kopf. «Das ist das Erste, was man tut. Ich habe schon alles gesehen: Leute, die nach zwei Wochen mit abgebrochenem Knöchel kommen.» «Und ein Gehgips? Eine Freundin hat gute Erfahrungen damit gemacht.» «Der ist dreimal teurer als das, was Sie hier haben.» Der Zug fährt in Arth-Goldau ein.

Im Kabäuschen

Nachts mache ich mit der Aircast-Schiene kein Auge zu. In der Verzweiflung greife ich sogar wieder zur Schiene von Doktor S. Der nächste Tag ist der Pfingstsonntag. Mit einer Freundin unternehme ich einen Ausflug mit dem Velo, zur ambulanten Patientenaufnahme des Universitätsspitals Zürich. Dort herrscht Hochbetrieb. «Sie sind die Erste heute Abend, die Deutsch spricht», sagt die Pflegefachfrau, während ich mich im Kabäuschen auf einen Schragen lege und der weisse Vorhang zugezogen wird. Wir warten.

Der Vorhang geht auf, und Assistenzarzt K. stellt sich vor. Der junge Deutsche drückt vom Knie abwärts kräftig aufs Bein. «Hey!», rufe ich. «Ich muss Sie untersuchen!», sagt Herr K. Da hat er natürlich recht. Netterweise betastet er die heiklen Stellen sanfter. «Was Sie haben, sehen wir zwanzig Mal am Tag», sagt Herr K. Der Fuss wird geröntgt. Wir warten. Der weisse Vorhang geht auf, und Herr K. verkündet: «Ist gebrochen! Ein Stück des Knöchels ist mit dem Band ausgerissen. Sie kriegen

einen Verband, spritzen sich jeden Tag gegen Thrombose und kriegen ne ordentliche Menge Schmerzmittel. Ich kann mir schon vorstellen, dass das weh tut! Am Freitag kommen Sie wieder vorbei, dann kriegen Sie einen neuen Verband, und in vier Wochen ist das Ganze ausgeheilt!»

Der Oberarzt will sich den Fuss noch ansehen. Wir warten. Doch dann erscheint Herr K. und teilt mit, sein Chef befinde sich im Schockraum, er sei aber derselben Meinung wie er, und ebenso ein Kollege: «Wir machen das jetzt so, wie ich gesagt habe.» In einer Art Schockraum bin nun auch ich, als die Pflegefachfrau von vorhin mir eine Spritze in die Hand drückt und sagt: «Sie machen das gleich selber.» Ein Stück Fettschicht meines Oberschenkels zwischen Daumen und Zeigefinger zusammenklaubend, halte ich mit der anderen Hand die Spritze. «Ich kann das nicht», sage ich mit zittriger Stimme, doch dann gebe ich mir einen Ruck und steche zu. Nun bekomme ich einen kühlenden Zinkverband, genannt Zinkleim. Im Rollstuhl werde ich zum Taxi gefahren, derweil meine Freundin mit dem Velo nach Hause radelt und mich mit den Krücken beim Aussteigen aus dem Auto empfängt.

Zu Hause

Vier Stockwerke hinauf auf einem Bein. Erstmals Medikamente. Herr K.'s Rezept: Acht Tabletten Novalgin und drei Tabletten Voltaren Retard 75 Milligramm pro Tag. Die Apothekerin lässt über die Freundin ausrichten: Novalgin nur bei Bedarf. Ich nehme ein Voltaren und zwei Novalgin, denn ich möchte gut schlafen. Aber das ist ein frommer Wunsch. Der Verband fühlt sich wie ein Schraubstock an. Das Blut pulsiert, der Druck ist kaum zu ertragen. Um halb fünf Uhr morgens sagt ein Kollege von Doktor K. am Telefon, ich solle den Verband aufschneiden. Und nein, bis in fünf Tagen brauche ich ihn nicht mehr zu zeigen. Die Küchenschere taugt.

Nach ein paar Stunden Pflegen rufe ich im Gipszimmer an. Eine Pflegefachfrau lädt mich ein, vorbeizukommen, und macht mir einen neuen, locker ge-

bundenen Zinkverband. «Und wenn der auch weh tut», sagt sie beim Abschied, «zögern Sie nicht, und kommen Sie ein drittes Mal.» Was ich am nächsten Tag tue, denn auch dieser Verband schmerzt. Im Gipszimmer liegt der Fuss offen da. Ein junger deutscher Arzt meint: «Sieht klinisch ganz gut aus, braucht keinen Zink.» Man solle mir eine Schiene geben. Ich interveniere, eine Plastic-Schiene will ich auf keinen Fall. «Okay», sagt der Arzt, «dann den Wrap.» Der stützende Verband aus porösem Schaumstoff fühlt sich hart an.

Ich darf wählen und ziehe die bequeme Variante einer wasserfesten vor. «Ich polstere ihn gut», sagt eine junge Bündnerin, während ihre Kollegin hilft, beim Bandagieren den Fuss im rechten Winkel zu halten. «Und die Medikamente?», frage ich. Nach einem Blick in den Computer sagt die Pflegefachfrau: «Ou, das ist happig! Ab sofort nehmen Sie nur noch ein Voltaren am Morgen und ein Novalgin je mittags und abends. Und nur noch zwei, drei Tage.» Ich erwähne, Kollege K. habe die Schiene, die mir Herr S. gegeben habe, als falsch bezeichnet. «Das würde ich so nicht sagen», meint die Pflegefachfrau, «wissen Sie, mit dem, was Sie haben: sieben Mediziner, sieben Methoden!»

Im Gipszimmer

Mit einem azurblauen Wrap steige ich ins Taxi. Da ich den Fuss wieder belasten darf, muss ich nicht mehr spritzen. Grund zum Jubeln, überhaupt brechen nun bessere Zeiten an. Doch nach fünf Tagen, o Schreck, gelangt ein wenig Wasser in den Wrap. Abends im Bett fühlt er sich eng an. So eng, dass ich um halb vier Uhr morgens zum Spital radle. Eine Pflegefachfrau meint, Wasser schade diesem Verband keineswegs: «Es gibt Leute, die gehen damit in den Zürichsee!» Gegenüber einer Ärztin, die den Fuss anschaut, wehre ich eine Plastic-Schiene ab und erhalte einen neuen Wrap. Der, und das merke ich natürlich erst zu Hause, nicht gut sitzt! «Das darf nicht wahr sein», denke ich, «vielleicht jetzt doch der Strumpf?» Die Bündnerin, die im Gipszimmer das Telefon abnimmt, erklärt mir, wie ich

den Wrap aufreissen kann. Doch um den Strumpf zu erwerben, benötige ich noch einmal Plastic-Schiene Nummer eins oder zwei. Ich schiebe das Unternehmen hinaus und verbringe eine weitere Schreckensnacht.

Reumütig rufe ich am Morgen ins Gipszimmer an. Der Leiter, ein Rheintaler mit Schweizerkreuz auf roten Zogeli, holt mich am Empfang ab. Ich humpel hinter ihm und zwei jungen Frauen her, die einen Wrap tragen. «Wo ist sie jetzt, die Madame Pompadour?», fragt er. «Da bin ich», sage ich, ich könne eben nicht schneller laufen. «Vergessed Si de Scheiche!», sagt der Rheintaler. «Laufen Sie ganz normal!» «Aber wie? Ich kann doch nicht abrollen.» «Natürlich, Sie müssen sogar! Wenn Sie weiterhin so humpeln, kommt eine Sehnenscheidenentzündung auf Sie zu.» Ich schaue ihn mit grossen Augen an. «Sie können auch Velo fahren! Nehmen Sie heute Schmerzmittel, denn am Anfang wird das Laufen weh tun. Aber bereits am Abend werden Sie fast normal gehen können.» Staunend und froh, wenn auch langsam, zottle ich mit dem neuen Wrap nach Hause, wo ich ein Voltaren schlucke und als Erstes putze.

Wenige Tage später steigt das Thermometer um 15 Grad. Im Plastic-Verband wird es unerträglich eng. Nach zwei durchlittenen Tagen und Nächten schleppe ich mich wieder ins Gipszimmer. Die lernende Bündnerin meint: «Vielleicht braucht es keinen Wrap mehr.» Ich bin verwirrt. Es hiess, er bleibe bis sechs Wochen nach dem Unfall am Fuss – also noch zehn Tage. «Vier bis sechs Wochen», sagt die Lernende. Ein deutscher Assistenzarzt, der nach dem Fuss greift, zischt, als ich ihn reflexartig zurückziehe: «Jetzt stellen Sie sich mal nicht so an! Geben Sie den Fuss!» Tatsächlich, ich bin mit blossem Fuss entlassen. Und Physiotherapie? Brauche es keine, sagt er. Dann sind die drei Minuten ärztlicher Präsenz vorbei. Unsicher gehe ich nach Hause.

Gegen Ende des nächsten Tages spüre ich an beiden Füssen die Sehnenscheidenentzündung. Sie ist noch immer nicht ausgeheilt – aber davon ein anderes Mal.